

Ko tou. Gleichzeitig wird die auf Papier geschriebene Zahl der Gebete, die von Bekannten und Verwandten gebetet und mit dem Rosenkranz gezählt worden ist, verbrannt und ihm so bekannt gegeben. Dies scheint mir aber bereits eine neuere Vermischung mit dem chinesischen Ahnenkult zu sein. Bei der ersten Wiederkehr des väterlichen Todestages ladet man alle seine Freunde ein und stellt die alten Bronzekannen der Familie, die alten Waffen, alle Pflugscharen und alten Kleider auf, dazu viele alte Speckseiten, geräucherten Schweinespeck, der oft fünfzig und mehr Jahre alt ist. Ähnlich wie im Inneren Tibets, wo Butter jahrzehntelang aufbewahrt wird, haben diese Speckseiten das Ansehen der Familien, ihr Alter und ihre Wohlhabenheit zu verkünden; nur eine reiche Familie kann sich natürlich so etwas leisten und hat Speckseiten, die nicht aufgegessen werden.

Ich blieb mehrere Tage in und um Hsin gai tse. In der ersten Nacht hatten sich die beiden Dawo-Tibeter „auf französisch“ empfohlen; es waren zu wilde Gesellen, als daß ich hierüber hätte betrübt sein können. Ich wäre sogar höchst ungern mit ihnen in einsame Steppen gezogen. Sie hatten etwas Lauerndes in ihren Augen, womit ich mich nicht befreunden konnte. Ich war ihnen aber sicher ebenso unheimlich. Dardyi hatte sich über meine Instrumente und meine Notizen nie beruhigen können. Als Ersatz der Dawo-Leute behielt ich einige Aushilfskuli, die sich mir unterwegs angeschlossen hatten, Klein-Kin tschuan-Leute, mit denen ich mich nur mit Brdyals Hilfe verständigen konnte. Waren aber Dardyi und Skewliu schon wenig gute Pferdepfleger gewesen, so verstanden es die Ersatzleute erst recht schlecht, mit Tieren umzugehen, was sich nur zu bald auf den Rücken der Pferde bemerkbar machte. Dazu waren sie unsäglich feige und legten schon in Hsin gai tse die allergrößte Furcht vor Somo und den anderen Stämmen im Norden Kin tschuans an den Tag. Chinesische Lastkuli boten sich mir in der Stadt in großer Zahl an. Sie besorgen die Transporte nach Kwan hsien, das man bequem in zehn Tagen erreichen kann.

Der weitere Weg flußaufwärts war sehr gut. Anfänglich ging es auf der Mandarinenstraße, die von Mu gung ting nach Kwan hsien und nach der Provinzhauptstadt führt (Tafel LIV). 6 km östlich von Hsin gai tse gabelt sich das Tal. Ich folgte, um mein nächstes Ziel, die chinesische Grenzstadt Li fan fu, zu erreichen, dem von Norden einmündenden Haupttal, das den Oberlauf des kleinen Goldflusses bildet, während die Kwan hsien-Straße geradeaus nach Osten zieht. Zwei kleine Auslegerbrücken sind an dieser Stelle zu überschreiten, die aber hier nun so fest fundiert waren, daß die ganze Karawane geschlossen darüber gehen konnte. Nachher ging es bald über schmale Felsterrassen, auf Galeriebrücken, auf steilen Steintreppen auf und ab, aber immer auf Wegen, die genügend Raum boten und $1\frac{1}{2}$, ja oft 2 m Breite an den engsten Stellen hatten, so daß kein Tier mehr abstürzen konnte und ich den ganzen Weg im Sattel zurücklegte. Mehrfach hatte die Straße sogar eine Art Geländer bekommen, das freilich weniger zum Sichfesthalten als zum Ansehen da war.

Wie im unteren Teil des Kin tschuan und unfern von Romi Tschanggu traf ich auch hier recht häufig auf die Ruinen vier-, sechs-, acht- und zwölfckiger schlanker Steintürme, den Resten der alten Befestigungen aus der chinesischen Eroberungszeit. Manche dieser Türme sind so schlank und hoch, daß sie mich an unsere Fabrikschornsteine erinnerten (Tafel LV). Die Chinesen nennen sie Tiao oder Tschiao, die Eingeborenen von Rardan haben dafür den Namen „deio“ oder „deiyo“. Wie aus den amtlichen Berichten über die Feldzüge gegen Kin tschuan hervorgeht, hatten die chinesischen Soldaten sie vorher nicht gekannt. Die